



ZUM INNEREN LEBEN

Wandergebet

Du gehst die vielen Schritte,
du träumst den gleichen Traum,
Und ahnend, glaubend wird der Raum,
Der uns umfängt, zur heiligen Mitte.
Lass frischen Quellen ihren Lauf,
Wirf dich als Pilger in den Wind,
Vertrau dem Wege wie ein Kind –
Gott geht ja mit – brich ruhig auf.
*Wolfgang M. Schneller in: „Der Weg
umarmt mich wieder ... Poesie auf dem
Jakobsweg“ (Kunstverlag Josef Fink,
Lindenbergl im Allgäu 2020)*

Warum ich bleibe

Ich suche einen Ort – nenn du ihn
Heimat, wenn du willst –, wo das
Geklingel aller Kassen schweigt und
die brillanten Reden auch. Wo Trauer
Trauer sein darf und auch Tränen und
helles Lachen, wie es halt grad kommt.
Wo jeder Wortschwall endlich aufhört,
und so dem Schweigen seinen Raum
gibt.

In tiefer Dunkelheit, im Bauch von
Mutter Kirche, brennt eine Kerze: Er-
zählt von meiner Trauer um den toten
Freund, von meiner Sehnsucht nach Ver-
söhnung, von alledem, was jämmerlich
zerbrochen ist und nun im Dunkeln
ruht. Dann lasche ich, ob jemand
noch die Worte sagt, die selten laut zu
hören sind, dort draußen in der Welt,
und die wir doch so dringend bräuch-
ten: Glaube. Hoffnung. Liebe.

Ich such den Ort, an dem das wohnt,
was nur im Schweigen zu ertasten ist
und sich entzieht. Wo niemand jemals
funktionieren muss und das Gesicht
des Anderen heilig ist. Wo Arme weit
geöffnet sind für mich, und Wunden
endlich heilen können.

Und deshalb bleibe ich. Für meine
Töchter und die vielen, die immer noch
voll Hoffnung warten auf eine Kirche,
die auf den zeigt, der alleine zählt.

Nur dazu ist sie da. Und sonst für
nichts und niemanden.

*Angelika Walser in: „Frauen machen
Kirche“ (Verlag Patmos, Ostfildern 2020)*

Mariä Himmelfahrt

Inmitten der Angst und Not erhebt
die Kirche, der man so gern vorwirft,
sie sei politisch und der irdischen
Macht ergeben, sie richte sich gar zu
gern definitiv in dieser Welt ein, ihr
Haupt und schaut der einzigen Hoff-
nung entgegen, der sie wahrhaft ver-
traut, der Zukunft Gottes, der so sehr
mit seinem Reich am Kommen ist, dass
er schon begonnen hat, ganz da zu sein,
schaut die Kirche empor und grüßt in
Maria, ihrem eigenen Vorbild, ihre ei-
gene Zukunft, die Zukunft der „Aufe-
stehung des Fleisches“.

*Karl Rahner in: „Maria, Mutter des
Herrn“ (Verlag Herder, Freiburg 2004)*

Vom Engel des Vergessens vergessen

Die Schriftstellerin Maja Haderlap
holt die Leidens- und Wider-
standsgeschichten der Kärntner
Slowenen zurück in die Gegenwart

Von Jan-Heiner Tück

Engel sind Boten, die zwischen dieser
und jener Welt vermitteln. Sie sind
Zeichen der Transzendenz, die darauf hin-
weisen, dass diese Welt nicht alles ist. In der
Volksfrömmigkeit werden sie um Schutz
und Beistand angerufen. Es gibt Engel des
Lichts und der Dunkelheit, Friedensboten
und Schwerträger. In der heutigen Theo-
logie hingegen spielen sie kaum eine Rolle,
obwohl die Angelologie, die Lehre von
den Engeln, in der theologischen Summe
des Thomas von Aquin noch ein eigenes
dogmatisches Traktat war. Dafür sind En-
gel in vielfältigen Metamorphosen in der
Literatur und Kunst präsent. Nicht nur in
Rilkes „Duineser Elegien“, in Paul Klees
künstlerischem Werk, sondern auch bei
der kärntner-slowenischen Schriftstellerin
Maja Haderlap, die im letzten Jahr den ös-
terreichischen Kunstpreis für Literatur er-
halten hatte.

Geschichte gegen den Strich

In ihrem Roman „Engel des Vergessens“
begegnen uns die himmlischen Boten
gleich mehrfach. Der Roman, aus dem
ein Auszug 2011 mit dem Ingeborg-Bach-
mann-Preis gewürdigt worden war, holt
eine untergegangene Welt zurück in die
Gegenwart. Erinnerungssplitter der Lei-
dens- und Widerstandsgeschichten der
Kärntner Slowenen, wie sie in den Erzäh-
lungen der Verwandten und Nachbarn auf-
scheinen, werden zusammengetragen und
zu einem Zeugnis gebündelt, das in seiner
Wirklichkeitsverdichtung und Sprachkunst
von seltener Eindringlichkeit ist.

Wie Peter Handke in seinem Stück
„Immer noch Sturm“ (2010) die Stimmen
der Verstorbenen aufleben lässt und den
Geschichten der kärntner-slowenischen
Partisanen Gegenwart verleiht – „Aus
Totenköpfen sollen Antlitze werden!“ –,
so bürtet auch Maja Haderlap im „En-
gel des Vergessens“ die Geschichte gegen
den Strich und macht die „Tradition der
Unterdrückten“ gegen die Erzählungen
der Siegesgeschichtsschreibung stark. Im
Hintergrund des Romans steht die prekäre
Lage der Kärntner Slowenen, die nach dem
sogenannten Anschluss Österreichs an das
Deutsche Reich im März 1938 mehrheitlich
Widerstand leisteten. Anders als in
Wien, wo Hitler auf dem Heldenplatz vor
der Hofburg frenetisch jubelt wurde, war
man am Rand, im Südosten Kärntens, früh
alarmiert. Als 1942 auf Anordnung des SS-
Reichsführers Heinrich Himmler die De-
portation der Kärntner Slowenen aus dem
Reichsgebiet einsetzte, gingen viele Män-
ner – Familienväter und Großväter – als
Partisanen in die Wälder, hausten in Erdlö-
chern und Gräben, schlugen sich durch bei

Wind und Wetter. Ihre Frauen und Kinder
auf den Höfen wurden von der Gestapo
verhört, um Schlupfwinkel und Verstecke
in Erfahrung zu bringen. Verweigerten
sie die Auskunft, hatten sie Schlimmstes
zu befürchten. Nicht wenige wurden gef-
oltort, deportiert und sind in den Lagern
gestorben. Die Topographie des Grauens
ist im Roman gegenwärtig, wenn sloweni-
sche Ortsnamen wie Lepena, Lobnik und
Železna Kapla (Eisenkappel) mit Lagern
wie Ravensbrück, Mauthausen, Dachau
und Auschwitz verschränkt werden.

Gleich zu Beginn des Romans wird
ein frommer Brauch eingespielt, wenn die
Mutter zwei Engelbildchen über das Kin-
derbett hängt, die Anlass geben, abends ein
Gebet zum Schutzengel zu sprechen. Der
Wortlaut des Reimgebets wird in sloweni-
scher Sprache eingeflochten, ein Fremd-
körper im Text, der ein versteckter Hinweis
für die Unübersetzbarkeit der kindlichen
Erfahrungen sein mag, von denen das
Buch seinen Ausgang nimmt. Wenig später
liegt der Vater, ein Bergbauer und Holzfäl-
ler, blutüberströmt in der Küche. Er wäre
bei einem Motorradunfall ums Leben ge-
kommen, wenn nicht Engel ihn bei seinem
Sturz sanft abgefedert hätten, denkt sich
das Kind. In der Mitte des Romans ist es
dann ein unsichtbarer Engel, der den aus
dem Tritt geratenen und unter chronischen
Angstzuständen leidenden Vater daran
hindert, Hand an sich zu legen: „Ich habe
nur daran gedacht, es zu tun“, sagt er seiner
weinenden Tochter, die den Strich in seiner
Hand registriert hat, „aber als ich es tun
wollte, als ich die Schlinge um meinen Hals
gelegt hatte, spürte ich, dass mich etwas zu-
rückhält, eine Art Engel, weißt du“.

Am Schluss des Romans hat der im Titel
angekündigte himmlische Bote seinen Auf-
tritt: „Der Engel des Vergessens dürfte ver-
gessen haben, die Spuren der Vergangen-
heit aus meinem Gedächtnis zu tilgen. Er
hat meine Sätze auf dahintreibende Trüm-
mer und Scherben prallen lassen, damit sie
sich verletzen, damit sie sich schärfen. Er
hat die Engelbildchen über meinem Kin-
derbett endgültig entfernt. Er wird keine
Gestalt haben. Er wird in den Büchern ver-
schwinden. Er wird eine Erzählung sein.“

Wie zerrissene Wolken

Das Motiv des Engels des Vergessens
stammt aus der jüdischen Tradition. Die
Schriftstellerin hat es in einem Buch von
Schalom Asch (1880–1957) entdeckt. In
dessen Roman „Jesus. Der Nazarener“
(1939) heißt es gleich auf der ersten Seite:
„Nicht das Erinnerungsvermögen, sondern
gerade sein Gegenteil, die Fähigkeit zu
vergessen, ist eine notwendige Bedingung
menschlichen Daseins. Wenn die Lehre
von der Seelenwanderung wahr ist, müssen
die Seelen, wenn sie von einem Körper in
den anderen hinüberwechseln, durch das
Meer des Vergessens hindurchgehen. Nach
jüdischer Ansicht geschieht dieser Über-
gang unter der Hochgewalt eines Engels,
der heißt Engel des Vergessens. Zuwei-

len aber begibt es sich, dass der Engel des
Vergessens selbst die Spuren der früheren
Welt aus unserem Gedächtnis zu tilgen
vergisst, und dann gespenstern in unseren
Sinnen fragmentarische Erinnerungen an
ein anderes Leben.“ Die Bruchstücke der
Erinnerungen treiben wie „zerrissene Wol-
ken“ über die „Täler und Hügel der Seele“
und machen sich mitunter in Gestalt von
Alpträumen bemerkbar. Das Vergangene
kann nicht vergehen, es bricht durch und
verschafft sich erneut Präsenz.

Gerade diese Vorstellung dürfte es ge-
wesen sein, die Maja Haderlap dazu be-
wogen hat, das Motiv aufzugreifen und
als Titel für ihren Roman zu wählen. Der
Engel des Vergessens hat versäumt, die Er-
innerungsspuren in der Seele des Kindes
zu löschen, so kann es nicht unbeschwert
beginnen. Anders als bei Asch, bei dem die
religiöse Vorstellung der Reinkarnation im
Zentrum steht, ist es hier die soziale Ein-
bettung in eine Familie, die von historisch-
politischen Umständen heimgesucht wird.

Splitter der anderen Zeit

Zunächst aber beschreibt das Buch einen
Prozess der Abwendung und Emanzipation
von der Herkunftswelt. Schon als Gymna-
siastin, die mit dem Bus aus einem kleinen
Dorf bei Eisenkappel in die Landeshaupt-
stadt Klagenfurt fährt, um dort die Woche
über in einem Schülerheim zu leben, ent-
fernt sich die Ich-Erzählerin aus der Enge
der Welt ihrer Eltern und Verwandten. Der
Abstand vergrößert sich noch, als die Stu-
dentin und Doktorandin der Theaterwis-
senschaft ihre dörfliche Herkunft vergessen
will, um in der Hauptstadt Wien und den
urbanen Kulturwelten anzukommen. Sie
will die Erinnerung an eine schwere Ver-
gangenheit abstreifen, um unbeschwert in
der Gegenwart zu leben. Doch sie kann
nicht. Splitter der anderen Zeit ragen in
die Gegenwart hinein. Immer wieder. Das
Vergangene ruft. Wird zum Auftrag. Die
Erzählerin muss sich der Geschichte neu
zuwenden, sie durcharbeiten, sich dem
Schmerz der Verwundungen stellen, eine
Sprache finden und die vielen Erinne-
rungssplitter, die sie aus den Erzählungen
der Eltern und Nachbarn aufgenommen
hat, zu einem Ganzen zusammenfügen.
Der Engel der Geschichte holt sie ein, und
es ist ein langer Prozess, bis sie für die viel-
stimmigen Erinnerungs-Bruchstücke eine
Form und eine Sprache findet.

„Erinnerungshaken“, „Schattenhof“,
„Todesköcher“, „Zeitklüfte“, „Gedächtnis-
mikrobe“ sind Worte, die das Textgewebe
des Romans durchziehen. Sie zeigen an,
dass die Vergangenheit in die Gegenwart
hineinragt, ja, dass es unabgeholte An-
sprüche der vergangenen Generationen an
die gegenwärtige gibt, die wahrgenommen
und eingelöst sein wollen. Kaum zufällig
wird am Ende des Romans auf den „Engel
der Geschichte“ angespielt, jenes Bild, das
im Zentrum von Walter Benjamins The-
sen über den Begriff der Geschichte steht
und seinen Reflexionen eine sinnlich- →

→ plastische Verdichtung gibt: „Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen, und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst.“

Der Akt der Erinnerung ist ein reflexiver Akt. Zwischen dem Ich von heute, das sich zu erinnern versucht, und dem Ich von gestern, das erinnert wird, klafft die Lücke der Zeit. Diese soll durch das Schreiben geschlossen werden, auch wenn sie nie ganz zu schließen ist, da der Zeithorizont nach vorne hin offen ist und weiterwandert. Maja Haderlap hat für ihren Roman dieses poetische Verfahren der Selbstverdopplung gewählt. Sie wechselt zwischen dem Ich des Kindes und dem Ich der Erzählerin. Das Ich des Kindes ist zunächst weltoffen und nimmt durch die Poren des Körpers auf, was es fühlt und erfährt. Die Kälte draußen, die Wärme drinnen, den Duft des Brotes, die Gerüche der Küche, den Schweiß der Waldarbeiter, die Stiche der Bienen, die Ausdünstungen der Tiere auf dem Hof, die Farben der Landschaft, die Schatten der Wälder. Das Ich der Erzählerin lässt sich von den Eindrücken des Kindes leiten, lotet aus, was im Gedächtnisort des Körpers gespeichert ist. Zugleich erweitert das Ich der Erzählerin die Perspektive, bringt geschichtliche Hintergründe ein und verzeichnet dann auch den wachsenden Abstand der Studentin und Doktorandin zu ihrer Herkunftswelt.

„Das achte Sakrament“

Der Roman kommt mit wenigen Figuren aus. Für das Kind ist die wichtigste die Großmutter, die das KZ Ravensbrück überlebt hat und ihrer Enkelin das Tanzen, das Kartenspielen und das Bewirten beibringt. Ihre Schlafkammer wird zu einem Erinnerungsort, an dem neben Fotos das Lagerbuch und andere „Reliquien“ aufbewahrt werden. Die Großmutter hält die Namen

der Vermissten und Verstorbenen wach und übt so das Totengedenken, das Peter Handke einmal „das achte Sakrament“ genannt hat. Der Vater ist gezeichnet, weil er schon als Jugendlicher gefoltert wurde. Schon mit dem ersten Schlag geht das Weltvertrauen verloren, die Folter verlässt den Körper des Gefolterten nie, hat Jean Améry in „Jenseits von Schuld und Sühne“ notiert. Das gilt auch für den Vater. Immer wieder wird er von Panikattacken überwältigt. Er leidet unter Schlaflosigkeit und wird von Angstzuständen heimgesucht, ohne dass er sprachliche oder therapeutische Mittel hätte, sein Überwältigtwerden zu bewältigen. Allenfalls durch Most und Wein findet er flüchtige Inseln der Unbeschwertheit und Fröhlichkeit in einem Meer eher düsterer Stimmungslagen.

Rosenkranz der Partisanen

Bei Familienfesten bringt der Vater seine Geschichte ein, dass ein deutscher Soldat, der ihn mit seinem Maschinengewehr hätte niedermähen können, ihn auf der Flucht verschont hat. Der „Gnade“ dieser Verschönerung verdankt sich sein Weiterleben. Den Netzen des Krieges, den Maja Haderlap einmal einen „Menschenfischer“ nennt, entkommt er nicht mehr: „Eine kleine Unvorsichtigkeit nur, ein kurzes Nachlassen der Aufmerksamkeit, schon zieht er (der Krieg, *d. Red.*) seine Netze zusammen, schon hat er Vater an seinem Erinnerungshaken hängen, schon rennt Vater um sein Leben...“ In den Wald gehen heißt eben nicht nur jagen, Pilze sammeln oder Bäume fällen, sondern fliehen, sich verstecken, mit Erinnerungsorten konfrontiert werden. Hier ist jemand verhungert, dort seinen Verletzungen erlegen. Der Vater, der das Gefühl hat, nie ganz dazuzugehören, will mit „denen da oben“ nichts zu tun haben. Reserviert verfolgt er auch den Weg seiner Tochter ins Gymnasium nach Klagenfurt und dann zum Studium nach Wien. Erst ganz spät blitzt ein Quäntchen Stolz durch, dass sie es so weit gebracht hat. Die Mutter, die bei Nonnen die Schule besucht hat, kümmert sich pflichtbewusst um das Haus und die Familie. Sie kommt mit ihrem Mann immer weniger zurecht, hält ihm aber dennoch die Treue.

Der Roman blendet mit der einfachen Lebensweise der Menschen auch ihre Frömmigkeitspraktiken ein. Es werden Kreuze geschlagen, Wallfahrten unternommen, Vaterunser gemurmelt und Ave-Marias gesprochen, Totenwachen und Seelenmessen gehalten. Der kirchliche Kalender bestimmt den Rhythmus des Jahres. Kerzen, Kruzifixe, Rosenkränze und Segnungen mit Weihwasser sind im Alltag selbstverständlich. Dabei kommt die Doppeldeutigkeit der religiösen Riten in den Blick: Einerseits geben sie Halt in haltlosen Situationen, stiften Gemeinschaft, wo jeder versucht ist, sich in sich selbst zurückzuziehen, bieten eine Sprachform, die vor dem Abgleiten in die Sprachlosigkeit bewahrt. Andererseits sind sie oft nur Routine, Überbleibsel einer vergangenen Welt, mitgeschleppt und mitgesprochen, ohne dass sie ihre verwandelnde Kraft in der Gegenwart entfalten würden. Zwischen den Zeilen blitzt die Frage auf, wie sich die unter der Asche glimmende Glut neu entfachen ließe, welche Sprache die Priester sprechen müssten, damit die Sinngehalte des Glaubens ihre le-

benserschließende Kraft auch für die nachrückende Generation entfalten könnten. Bemerkenswert ist aber auch, dass die Religiosität bei den Partisanen nicht in Frage gestellt worden sei, man habe regelmäßig den Rosenkranz gebetet. Ein Partisan aus dem Lobnik-Graben sticht vor der Enttauptung in Wien „ich warte, ich glaube, ich hoffe, ich liebe – *cakam, cerujem, upam, ljubim*“ in sein Taschentuch. Die Gleichsetzung der Partisanen mit Kommunisten ist eine nachträgliche Konstruktion, um die Kärntner Slowenen politisch bloßzustellen. Umso mehr stößt auf, dass manche Priester nach dem Krieg den Familien der Partisanen die Verweigerung der Kommunion angedroht haben.

Der Roman hat eine politische Dimension. Er erinnert an den Widerstand der Kärntner Slowenen gegen die Nazis und ihre Komplizen, von denen es auch in Kärnten mehr als genug gab. Er erinnert an die brutale Gewalt der deutschen Besatzung, aber auch an das dramatische Geschick der Opfer und ihrer Angehörigen. Er erinnert an das untergründige und zerstörerische Nachwirken dieser Leidens- und Widerstandsgeschichten, die posttraumatischen Folgen, die in den Familien der Partisanen auf die Kinder übertragen wurden und bis in die Gegenwart hineinreichen. Der Krieg ist im Mai 1945 vorbei, aber die Traumatisierung ist nach dem Krieg nicht vorbei, sie wird untergründig an die nachrückende Generation weitergegeben. Auch das ist ein Vorgang von Tradition. Das Ich des aufwachsenden Mädchens ist eingelassen in das Wir der Familie, verstrickt in die Geschichten, die erzählt werden von der Großmutter, dem Vater, der Mutter, den Nachbarn, den Holzfällern. Osmotisch nimmt das Kind das alles auf – und muss damit leben lernen.

Bis 2011: Ortstafelstreit

Die Leidens- und Widerstandsgeschichten der Kärntner Slowenen haben in der Nachkriegszeit durch die Republik Österreich erst spät Würdigung und Anerkennung gefunden. Im Artikel 7 des Österreichischen Staatsvertrags von 1955 wird ihnen gesetzliche Gleichbehandlung zugesichert. Aber die politische Praxis hinkt der gesetzlichen Anerkennung lange nach. Die bürokratischen Hürden, die genommen werden müssen, bis betroffene Opfer die in Aussicht gestellte Opfer-Rente auch tatsächlich bekommen, grenzen an Schikane. Auch der Ortstafelstreit, der in den siebziger Jahren aufflackerte und erst 2011 beigelegt wurde, macht deutlich, wie schwer es manchen Teilen der österreichischen Bevölkerung fällt, den Kärntner Slowenen eine gleichberechtigte Anerkennung zuzubilligen. Die slowenische Angabe von Ortsnamen auf Verkehrsschildern wurde überklebt und von deutschnationalen Kreisen lange abgelehnt. Die Vorstellung eines ethnisch homogenen Volks, das Fremddanteile ausstoßen muss, kehrt in der politischen Rechten wieder. Sie zu entzaubern, ist eine anhaltende Aufgabe politischer Bildung.

Die besondere Situation der kärntner-slowenischen Minderheit, die nach 1945 weder zum offiziellen Slowenien im kommunistischen Jugoslawien gehörte noch der Idee eines homogenen österreichischen Nationalstaates entsprach, hat Maja Haderlap durch ihr Buch eindrücklich ins Be-

wusstsein gehoben. Den Slogan „Wähle Deutsch, wenn du kein Slowene sein willst“, sieht die junge Gymnasiastin auf Wahlplakaten prangen – und folgert: „Das Slowenische ist also etwas Unerwünschtes im Land, denke ich und entscheide mich für das öffentlich Geringgeschätzte, weil es in meinen Augen und in den Augen der Menschen, mit denen ich lebe, eine Bedeutung hat.“ Bei Wirtshausbesuchen mit ihrem Vater hört sie Geschichten ehemaliger Partisanen. Einer erzählt, der ganze Krieg „habe sich vor seinen Augen zu einem Leichenhaufen aus Zivilisten aufgetürmt“ – eine Wendung, die kaum zufällig an Benjamins „Engel der Geschichte“ erinnert. Ein anderer vom Nachbartisch ruft dazwischen, das sei eine Lüge der Partisanen, und hält die Erzählung der Deutschnationalen als „Wahrheit“ dagegen: „Ihr seid schlicht und einfach Heimatverräter“. An solchen Szenen wird deutlich, dass die Vergangenheit nicht vergangen ist.

Das Schweigen brechen

Gegen Tendenzen eines defensiven Vergessens, das verdrängen und vertuschen will, gegen ein Schweigen, das die Täter und Mitläufer nicht belangen will, um zur „Normalität“ überzugehen, steht die präzise Erinnerung, die das Leiden der Opfer und Benachteiligten wachhält. Maja Haderlap hat an wenigen Figuren beispielhaft gezeigt, was einer ganzen Bevölkerungsgruppe angetan wurde. Sie, die anfänglich selbst lieber dem Engel des Vergessens gefolgt wäre, um unbeschwert leben zu können, hat durch poetische Erinnerungsarbeit das „komplizierte Schweigen“, so die Ägyptologin und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann, gebrochen und der verdrängten Geschichte einer unterdrückten Minderheit Gehör verschafft. Benjamins „Engel der Geschichte“, der die Geschichtsschreibung der Sieger unterläuft, um der Tradition der Unterdrückten Geltung zu verschaffen, hat sie beim Schreiben begleitet. Das aber bedeutet: Nicht durch Verdrängen und Vertuschen, sondern nur durch kritische Aufarbeitung des Vergangenen, mithin durch einen Prozess der Reinigung des Gedächtnisses, kann die Aussöhnung in der Gesellschaft gelingen. Die Erinnerungssolidarität mit den Benachteiligten und Opfern aber schärft das Sensorium für den Umgang mit Minoritäten heute. Maja Haderlaps „Engel des Vergessens“ kann so auch als Aufruf zu erhöhter politischer Wachsamkeit gelesen werden.

Maja Haderlap: „Engel des Vergessens“ (Wallstein Verlag, Göttingen 2011, 288 S., 18,90 €)

GEDICHT

gemäß einer obszönen mode
verhöckert der fisch
seinen fluß
unbeschadet der atemwege
und der augenschwäche
sucht er eine neue bleibe
nördlich der vernunft
girlanden und solitüde
in jedem eingang
kauert der groschengott
und wartet auf seine stunde

SAID

IMPRESSUM

CHRIST IN DER GEGENWART
Katholische Wochenzeitschrift

Chefredakteur: Johannes Röser
Stellvertretender Chefredakteur: Stephan Langer
Redakteure: Jürgen Springer, Dr. Simon Lukas, Caroline Warda
Verlag Herder: Hermann Herder-Str. 4, D-79104 Freiburg. Tel. 0761/2717-276, Fax -243, cig@herder.de
Abonnentenservice: Tel. 0761/2717-200, Fax -222, aboservice@herder.de
Anzeigenleitung: Bettina Haller, anzeigen-leitung@herder.de
Druck: Poppen & Ortman – Druckerei und Verlag KG, Freiburg
Preise: halbjährlich 55,50 € (Studierende 36,- €); Print + digital 6,50 € mehr; zzgl. 22,10 € Versand. Nur digital 55,50 €. ISSN 0170-5148.